

Frauenstimme

Nr. 1 * 47. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

5. Januar 1930

Die praktischen Franzosen.

Etwas für jede Frau, manche Männer und den Konsum.

Eine in Paris an einem internationalen Institut tätige Deutsche schildert hier, wieviel leichter das Leben in Frankreich und warum das so ist. Der Bericht hat die Form einer Unterhaltung zwischen einer berufstätigen Frau und einem ihrer Gäste und enthält Material, das insbesondere für die Konsumvereinsbewegung von großem Interesse sein wird.

Wie kriegen Sie es fertig, trotz Ihres mit Büroarbeit angefüllten Tages, trotz der Artikel, die Sie noch außerdem abends schreiben, trotz Ihrer vielen Freunde, denen Sie doch auch Zeit widmen, noch Haushalt zu führen und selbst zu kochen?

Wer sagt Ihnen denn, daß ich selbst koche?

Das fragen Sie nach diesem schönen Abendessen? Wir haben einen Haufen guter Dinge bekommen, die zum Teil kochend heiß waren, Sie verschwanden des öfteren in der Küche, ein helfender Geist ist nicht zu sehen, also liegt der Schluß nahe, daß Sie nicht nur angerichtet, sondern auch gekocht haben!

Kennen Sie eigentlich meine Küche?

Sowohl, ich wundere mich, wie es möglich sei, in diesem winzigen Raum etwas fertig zu bringen. Daraufhin haben Sie mir doch versprochen, mich einmal zu Tisch einzuladen, und heute sehe ich, daß man in dieser Enge auf zwei Gasflammen ein famoses Essen zusammenstellen kann. Ich habe nur etwas Neues, daß ich Ihre Einladung angenommen habe, denn daraufhin mußten Sie doch sicherlich heute früher als gewöhnlich Ihr Büro verlassen. Hoffentlich hat man Ihnen das nicht übel genommen.

Das war gar nicht nötig. Ich bin wie immer erst um sieben weggegangen. Paris ist zwar eine große Stadt, aber mit Kleinstadtsitten; die durchgehende Tischzeit ist noch nicht eingeführt, wenn auch alle paar Monate einmal in den Zeitungen heftig darüber diskutiert wird. Aber es bleibt doch alles beim alten, der Franzose läßt sich im beschaulichen Genuß seines „Frühstücks“, wie hier das Mittagessen heißt, nicht stören. Von zwölf bis zwei sind noch immer alle Banken, alle Büros, viele Geschäfte geschlossen, so daß ich mit dieser unfreiwilligen Pause nichts Ordentliches anfangen kann. Dafür arbeitet man dann abends bis sieben.

Aber erlauben Sie mir: Wir haben doch pünktlich um 8 Uhr mit Essen angefangen! Wenn Sie für den Weg mindestens 20 Minuten rechnen, so haben Sie in nicht dreiviertel Stunden dieses ganze Mahl bereitet?

Sowohl — und nicht nur diese, sondern alle meine Mahlzeiten mache ich selbst.

Das fragte ich doch vorhin — und Sie sind mir da ausgewichen, haben statt zu antworten, erst einmal eine andere Frage gestellt, so daß ich mir schon recht männlich-bumm vorkam. Nun möchte ich aber wirklich wissen, ob Sie zaubern oder die Rationalisierung im Haushalt soweit getrieben haben, daß dies alles von selbst läuft.

Weber das eine noch das andere. Sondern die Gründe sind sehr einfach:

Ich kaufe alles schon in fertigem oder halbfertigem Zustand.

Das verstehe ich nicht. Sie können doch nicht Kartoffelbrei oder Potentohl gekocht kaufen?

Doch — und dabei merke ich, daß Sie, der Sie gerade Paris und sein Leben studieren wollen, durch das ewige Wirtshausessen nie in ein Lebensmittelfachgeschäft kommen. Sonst wäre Ihnen schon längst aufgefallen, daß fast überall Schüsseln mit Salaten, gekochten Gemüsen und Fleischspeisen stehen.

Salate gibt es in Deutschland auch zu kaufen — aber nur in sehr teuren Geschäften, meistens mit Mayonnaise, also für unsereins unerschwinglich.

Das will ich meinen. Hier aber kriegen Sie Kartoffelsalat, rote Rüben, Krautsalat, alles was Sie wollen. In meiner Nähe ist ein Gemüsegeschäft, in dem ich grünen Salat gefressen nach dem Gewicht kaufen kann. Sehr oft hole ich mir eine abgekochte Artischocke, die im Gegensatz zu Deutschland wegen ihrer Billigkeit und Bekömmlichkeit ein wahres Volkernahrungsmittel ist, mache in zwei Minuten eine Essig- und Dipsauce, während die Artischocke, wenn ich sie ungekocht kaufe, mindestens 30 Minuten im siedenden Wasser kochen müßte.

Können Sie auf diese Weise alle Gemüse bekommen?

Allerdings — wenn auch in verschiedener Güte. So ist mir der Spinat nicht immer fein genug gewiegt, und die Spargel sind nicht gut genug geschält — aber das ist der Fehler des mir am nächsten gelegenen Geschäfts. Andere haben wieder andere Vor- oder Nachteile.

Gekochte Kartoffeln kriegen Sie überall.

so daß ich im Notfall immer schnell Bratkartoffeln machen kann. Im Frühjahr, zur Zeit der neuen Kartoffeln, nehme ich immer „Grattés“, das heißt wörtlich die Bekrahten. Das sind die ganz kleinen jungen Kartoffeln, die in einer Maschine roh geschält werden und beim Verkauf in Wasser liegen, um nicht auszutrocknen. Die brate ich denn roh, was herrlich schmeckt. Die meisten Gemüse sind übrigens einfach abgekocht, Salz und Fett kann jeder nach Geschmack hinzufügen.

Gut, für das Gemüse, wo das Kochen soviel Zeit nimmt und wo es auch oft solange dauert, bis die Sachen weich sind, leuchtet mir das ein. Aber die anderen Gerichte? Die gute Fleischbrühe, die wir als ersten Gang hatten?

Wird mittlerweile verkauft, ich muß nur ein Gefäß mitbringen, und sie ist so heiß, daß ich mir beim Tragen fast die Finger verbrenne. Sie mit Ihrer feinen Zunge werden gemerkt haben, daß es keine Suppenwürfelbrühe, sondern ein richtiges „Suppentopf“ war, in dem Rindfleisch und alle möglichen Gemüse gekocht worden sind.

Und diese herrliche gebackene Mischei? Das werden Sie mir nicht einreden, daß Sie die nicht selbst im Backofen zubereitet haben. Sie war so heiß, daß man sie zuerst gar nicht essen konnte.

Allerdings, die habe ich selbst gebacken. Aber ich habe sie 6 a a fertig gekauft, das Ragout in der Mischei, die Sauce darüber, mit Brotkrumen bestreut; sogar das Stückchen Butter, das zum Backen nötig ist, lag obendrauf. Ich hätte aber ebenfugot irgend eine Fischlache nehmen können oder irgendein Fleischgericht, das mit Beilage zusammen in einem appetitlichen Töpfchen verkauft wird. Ich kann Ihnen nicht sehr alle Möglichkeiten aufzählen, sonst bekommen Sie mir am Schluß des Abends wieder neuen Appetit.

Ich wage schon gar nicht nach dem Nachtisch zu fragen.

Er ist natürlich aus der gleichen Quelle. Aber ebenfugot wie Reispudding mit Karamellsauce hätte ich einen anderen Pudding oder Apfel im Schlafrock oder sonst etwas Hausgemachtes haben können?

Hausgemachtes? Macht jedes Geschäft sich tagtäglich die Mühe, so viele Gerichte zu kochen? Und lobt sich das?

Ob in allen Geschäften die Salate und Gemüse von den kleinen Betrieben selbst zubereitet werden oder ob sie ein Großunternehmen verlorpelt, kann ich nicht beurteilen. Die drei Geschäfte, von denen ich die Mehrzahl meiner Gerichte bezog, setzten alles selbst

77. Und zwar sind alle sehr verschieden. Das eine, eine Butter-, Eier- und Käsehandlung, hat nur wenig Auswahl. Das zweite ist ein richtiger Restaurantbetrieb, bei dem es jeden Tag zwei verschiedene Menüs gibt, von denen man sich aussuchen kann, was man will: das Fleischgericht des einen, das Gemüse des anderen, wenn man will, bloß den Nachtsch, der dieser Frau immer besonders gut gerät. Es ist wie ein Mittagstisch, mit dem Unterschied, daß man nichts dort verzehren kann, sondern alles mitnehmen muß.

Dadurch fallen die Kosten für Bedienung und für den Schraum weg,

so daß man sehr billig kochen kann. Das dritte Geschäft, eine Gemüsehandlung, hat die größte Auswahl. In der Regel stehen dort 15 bis 20 Platten, oft sogar noch mehr. Diese Frau beschäftigt allerdings eine Köchin, die reichlich zu tun hat. Und ist wirklich mal eine stille Zeit, so muß sie Gelees kochen oder saure Gurken einlegen, die dann das Geschäft auch wieder relativ billig verkauft. Schließlich gibt es noch einen vierten Typ, der leider in meiner Nachbarschaft nicht zu finden ist. Das sind die großen Delikatessgeschäfte, in denen man fast alles fertig bekommt, vom Hummer (der hier kein solcher Luxus ist wie bei uns, aber noch immer teuer genug ist) bis zu sauren Kieren. In diesen Geschäften kann man auch belegte Brötchen nach dem Gewicht kaufen, und wenn ich einmal des Abends nach Tisch Gäste habe, bestelle ich mir ein Pfund dieser appetitlichen kleinen Dinger. Das kostet mich kaum mehr, als wenn ich alle Zutaten selbst kauft, sieht hübscher aus und spart mir vor allem die Arbeit.

Noch einmal: Macht sich das für die Geschäfte bezahlt?

Das will ich meinen! Die Sachen gehen reißend weg. Wenn ich erst nach eins ankomme, finde ich oft kaum etwas vor, da die Franzosen ja immer noch pünktlich um zwölf essen. Manchmal sage ich am Abend vorher, daß man mir etwas aufhebt, aber sehr oft weiß ich in dem Augenblick, da ich das Büro verlasse, noch nicht, was ich an dem Tag essen werde. Ich mache es vom Zufall abhängig und sehe mir erst mal die Schaufenster an, ehe ich mich entschließe.

Aber verleurt das nicht Ihre Lebenshaltung außerordentlich?

Das ist natürlich der größte Einwand, den man gegen diese Art der Mahlzeiten erheben kann. Für eine große Familie, die sehr rechnen muß, kommt der Unterschied wohl in Betracht. Für einen alleinlebenden Menschen aber spielt er kaum eine Rolle. Wenn ein Pfund gekochte Schwarzwurzeln mehr kostet als rohe, so muß man ja schließlich auch rechnen, daß von dem Gemüse beim Puzen viel abfällt, daß man Gas für das Kochen verbraucht.

In all den Fällen, wo die Frau auf Arbeit geht, lohnt es sich außerordentlich,

denn im Verhältnis zu dem, was sie dann verdient, ist die Mehrausgabe gering. Viele fleißige Französinen, die doch auch sehr sparsam sind, haben sich jedenfalls für diese Lösung entschlossen. Viel wichtiger ist ein anderer Einwand, daß durch das zweite Kochen oder Wärmen die Speisen, wie die neuesten Forschungen nachweisen, etwas von ihrem Nährwert verlieren. Aber man ist ja trotz dieser neuen medizinischen Erkenntnis ruhig weiter konsequent, bei denen durch die hohen Hitzegrade viel mehr Vitamine zerstört werden. Und was schließlich die Sauberkeit betrifft, so muß man halt hier auch blind vertrauen wie bei jedem Restaurantessen, wo man nicht in die Küche sieht — was oft recht gut sein mag.

Im Grunde leuchtet das alles ein. Wollen wir nicht, wenn Sie mal wieder dauernd nach Berlin zurückkehren, einen solchen Laden am Potsdamer Platz aufmachen? Zwischen fünf und sieben würden sich doch alle, die von dort in die Vororte fahren, ihr Abendessen einkaufen. Die organisierte Konsumentenbewegung müßte sich vor allem einmal der Sache annehmen.

Und dabei wären zwei wichtige soziale Fragen angeschnitten: die Hausangestelltenfrage, denn dann könnten sich viele Hausfrauen mit einer stundenweise kommenden Zugefrau begnügen, ohne sich überarbeiten zu müssen. Der berufstätigen Frau, so, auch dem alleinlebenden Mann wäre das Haushaltsführen außerordentlich erleichtert. Ferner könnte man im Wohnungsbau sparen, da man den Raum für die Küche auf ein Minimum beschränken kann, ohne deshalb auf ein liebevoll zubereitetes Essen verzichten zu müssen.

Das klingt alles wundervoll. Aber ich kenne unsere deutschen Hausfrauen. Ehe sie diese Revolution mitmachen (denn das ist eine solche Aenderung für sie!), schaffen sie sich lieber wieder krumm und lahm. Ihre Unerschlichkeit darf nicht angefaßt werden.

Nein, das ist es nicht allein. Denn wen trifft die Hauptschuld, wenn sie sich so abrackern? Doch nur die Männer (? Die Red.), die meinen, auf ihr individuelles Essen nicht verzichten zu können. Bis zu einem gewissen Grad könnten sie das auch weiter haben, aber bestimmte kompliziertere Gerichte, an die sie nun mal gewöhnt sind, müßten weggelassen... So! Da schweigen auch Sie. Und teils freut es mich, teils betrübt es mich aber auch, daß ich in unserem Gespräch mal wieder das letzte Wort behalte.

Lu Tezia,

Krankenkasse und Mutterschaft. Dritter Jahresbericht des Deutschen Instituts für Frauentunde.

Im Westen Berlins, in repräsentativer Gegend, liegt ein großes Gebäude, das den arbeitenden Frauen in allen Stadtvierteln Berlins gut bekannt ist. Bei den Frauen, die ihrer schweren Stunde entgegensehen, ist das Entbindungshaus der Krankenkasse, das Ceciliahaus, das unter der Leitung des ausgezeichneten Gynäkologen Prof. Ueypmann steht, mit Recht beliebt. Niemand, der einmal einen Einblick in die blühenden, freundlichen und mit allen Erfordernissen moderner Geburtshilfe und Frauenheilkunde ausgestatteten Räume getan hat, kann sich dem Eindruck entziehen, daß die Krankenkasse hier für die Frauen der arbeitenden Schichten etwas geschaffen hat, was in keiner Weise hinter der Hygiene und dem Komfort anderer Privatkliniken zurücksteht.

Der dritte Jahresbericht des Deutschen Instituts für Frauentunde berichtet vom Ausbau des Hauses und wissenschaftlicher Leistung seiner Ärzte. Es sei dabei erwähnt, daß die Zimmer der neugeborenen kleinen Erdenbürger das neue Fensterglas besitzen, das die ultravioletten Sonnenstrahlen durchläßt. Mit Behmut denkt man an den Lauch, der vielen von den Müttern und Kindern bevorzucht, wenn sie die gepflegten, ruhigen Räume verlassen, um in trostlose proletarische Wohnhöhlen zurückzukehren.

Die Röntgensterilisation, die an dieser Stelle besonders interessieren dürfte, ist durchweg günstig ausgefallen. Wo die Behandlung in der Hand eines erfahrenen, vorsichtigen Arztes liegt, sind keine Verbrennungen oder sonstige Schädigungen zu befürchten. Der große Nachteil der Röntgensterilisation liegt darin, daß der Ablauf der empfangnisgefährdeten Zeit individuell außerordentlich verschieden ist; er schwankt zwischen einigen Monaten und mehreren Jahren. Ein Erkennungszeichen für den Ablauf des Bestrahlungserfolgs gibt es einstweilen noch nicht.

Der Abschnitt über Gebärmutterperforationen ist erschütternd. Nicht nur bei Pflückerabtreibungen kommen Durchbohrungen der Gebärmutter vor, sondern Professor Ueypmann hat ärztlich durchgeführte Abtreibungen, bei denen in einem Falle die ganze Gebärmutter herausgerissen, im anderen Falle die Gebärmutterwand von vier Fingern des Arztes durchbohrt war. Es sind auch nicht nur junge Anfänger, denen solche mörderischen Kunstfehler unterlaufen, sondern meist alte, erfahrene Ärzte, die zuweilen

in der Hast und Heimlichkeit und mangelnden Vorbereitung des Eingriffs

den Kopf verlieren. Im Institut für Frauentunde steht man im Gegenjag zu anderen Frauenärzten auf dem Standpunkt, daß es besser ist, wenn sich ein böser Fall eingeliefert wird, die Gebärmutter durch Radikaloperation zu entfernen, als durch Sepsis das Leben der Frau zu gefährden. — Von besonderem Wert ist ein Aufsatz von Gewerbemedizinrat Dr. Gerbis über „Frauenarbeit in der Industrie“. Er bestätigt in allgemeinen das, was auch die Zeitschrift des Textilarbeiterverbandes über die schweren Schädigungen des weiblichen Organismus während der Schwangerschaft durch die Arbeit am Webstuhl aussagt. Dr. Gerbis fordert für die arbeitenden Frauen die allgemeine Einführung zweckmäßig konstruierter Stühle mit federnden Rückenlehnen, Fußstützen, Armstützen, Sitz- auf Rollen oder Schienen, Holzroste für bodenkalte Räume usw. Besonders empfiehlt er die Anstellung von Fabrikpflegerinnen und Ausgleichsgymnastik während der Arbeitsstunden. Er stellt die Mangelhaftigkeit unseres heutigen Mutter- und Frauenzimmers fest und beweist die besondere Empfindlichkeit des weiblichen Organismus für bestimmte chemische Gifte an dem Beispiel des Binitrobenzols, auf welches die Frauen während ihrer Periode mit Blaufärbungen der Lippen reagieren. Berechtigt ist sein Hinweis darauf, daß auch die Arbeiterin sich in ihrer Kleidung der Arbeit anpassen soll: Schlüpfer in staubiger Luft, breite Schuhe mit flachen Absätzen bei körperlicher Arbeit und solide Strümpfe bei Bodenkälte. — Das Deutsche Institut für Frauentunde, das neben der praktischen Heilung auch der wissenschaftlichen Forschung dienlich, arbeitet eifrig an der Verbreitung und Verwertung seiner Leistungen und Erkenntnisse. Vorträge, Lehrfilme und das mit viel Liebe und Eifer aufgebaute Volksmuseum tragen das dort errungene Wissen in Fach- und Laienkreise.

Kurze Röcke verboten! Sennora Echarry, ihres Zeichens Stadtmutter von Madrid, hat ihre Kolleginnen und Kollegen kürzlich mit dem Antrag überrascht, man möge den weiblichen Mitgliedern des Stadtparlaments das Tragen von kurzen Röcken verbieten. Die meisten Stadtverordneten stimmten für die Annahme des rigorosen Antrages, und er kam mit großer Stimmenmehrheit durch. So schützt man sich in der Hauptstadt Spaniens vor den Auswüchsen des Selbstgeistes.

Cheähnliche Verhältnisse.

Während noch die Debatten über die Neugestaltung der Ehe und des Eherechts schweben, ist plötzlich das Problem des „eheähnlichen Verhältnisses“ in den Vordergrund gerückt worden. Das Zusammenleben von Mann und Frau — auch soweit es den ganzen Umständen nach als ein dauerndes anzusehen war — galt bisher, solange beide nicht durch formale Ehe miteinander verbunden waren, vor der Rechtsordnung trotz aller Milderungsversuche und trotz allen sogenannten Verständnisses schlechthin als unsittlich, der Verkehr zwischen beiden als Unzucht. Zwei Ereignisse der letzten Zeit haben diese Auffassung durchbrochen. Innerhalb des Rahmens der

Arbeitslosenunterstützung

ist eine Verfügung ergangen, wonach ein solches auf Dauer deutendes Zusammenleben, ein „eheähnliches Verhältnis“ Berücksichtigung zu finden habe. Sodann hat die Strafkammer des Landgerichts Chemnitz in einer außerordentlich bedeutsamen Entscheidung den Verkehr zwischen derart zusammenlebenden Personen als nicht unzüchtig erklärt. Die Bedeutung dieser Ereignisse darf nicht unterschätzt werden. Was schon die Verfügung der Unterstützungsbehörde Anlaß, die Unsittlichkeit eines solchen Verhältnisses nunmehr zu vernennen, nachdem eine Behörde — eine staatliche Institution — sie nicht nur zur Kenntnis nahm, sondern sie als rechtlich anzuerkennende Erscheinung behandelte, so hat sich mit der Entscheidung des Landgerichts Chemnitz auch die Rechtsprechung begonnen, sich diesem Standpunkte anzuschließen. Die Entscheidung der Strafkammer ist dem Vernehmen nach rechtskräftig geworden, ohne daß die höchste Instanz angerufen worden wäre und gesprochen hätte. Es besteht daher die Möglichkeit, daß das Reichsgericht in einem anderen Falle anders entscheidet. Die Tendenz scheint aber deutlich zu sein, derartige Verhältnisse als eine

ernst zu nehmende Erscheinung des heutigen sozialen Lebens zu werten

und von dem Mangel der Unsittlichkeit zu befreien. Hiermit wird aber ein Problem einer Lösung entgegengesetzt, das bisher kaum sichtbar schien, obwohl seine Bedeutung im sozialen Leben im freien Wachsen ist. Nicht nur Fragen der Lebensauffassung halten Mann und Frau heute oft von der Eingehung einer Ehe zurück — wie das Landgericht Chemnitz mit Recht betont, sind es häufig bittere Hemmnisse der materiellen Bedingungen, die der formalen Ehe-

schließung mit allen ihren Folgen entgegenstehen. Obwohl man aber diese Notwendigkeiten sah und in weitesten Kreisen anerkannte, waren die so verbundenen Männer und Frauen gerade in dieser Bindung vor der Rechtsordnung schutzlos. Schutzlos gegen Dritte und schutzlos auch gegeneinander. Für das erste sei nur daran erinnert, wie häufig Wirte und Wirtinnen es sich hoch, erpresserisch hoch bezahlten ließen, daß sie „die Augen zudrückten“ und die „Unzucht“ duldeten. Schlimmer aber noch wiegte die Regellosgkeit der Beziehungen unter den Beteiligten selbst. Nicht so sehr, solange alles gut ging. In der Blütenblüte der Blüthenmochen erscheint auch jungen Eheleuten das Gesetz, das Güterstand oder gar Ehetrennung behandelt, als törichte Theorie. Aber es bringt die Zeit manchmal Änderungen und es kommt dann wohl der Tag, wo der eine Teil sein Recht verfehlt sieht. Dem „formalen“ Ehegatten gibt das Gesetz die Richtschnur — mag man auch heute noch so sehr ihre Verbesserung wünschen. Derjenige aber, der ohne amtlichen Schein mit einem Partner zusammen lebte, ist

schutz- und regellos einer Störung des Zusammenlebens preisgegeben,

mag er auch sein ganzes Leben, sein ideales und materielles, auf den anderen eingestellt haben. Führen eheliche Auseinandersetzungen auch, wie jeder mit der Materie Vertraute, weiß, oft zu harten Kämpfen, so sind doch die Kampfmittel im wesentlichen durch den Rahmen des Gesetzes begrenzt. Gerade die Schutzlosigkeit nicht-gesetzlicher Bindungen aber verführt zu Mitteln des Kampfes, die oft in das Gebiet des Standals und der Erpressung hinübergehen.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen zu untersuchen, welcher Art die Rechtsfolgen sein können und werden, die sich an die Anerkennung der „eheähnlichen Verhältnisse“ knüpfen, insbesondere, ob man dazu gelangen wird, einzelne Gebiete des Eherechts entsprechend mit den durch die Natur der Bindung gebotenen Änderungen anzuwenden, oder ob man den Rechtsschutz aus anderen Gebieten nehmen wird — eine Klärung dieser Fragen wird auch erst im Laufe der Entwicklung möglich sein —, es genügt vorerst die befriedigende Tatsache, daß diese wesentliche Erscheinung unseres heutigen Lebens nicht mehr schamvoll gelehnet, sondern ernst genommen wird.

Dr. Fagg.

Der Hausfreund.

Ich sitze in der Wiener Straßenbahn. Hinter mir sitzen zwei Frauen in jüngeren Jahren. Die eine sagt: „Und alstern (alsdann), was sagst, da kommt sie eint am Nachmittog und sagt: Geh, Mizzi, kieh mir dein Hausfreund helt. Ich hab ihn soos notwendig. Und ich in meiner Gutmütigkeit, i kieh ihr mein Hausfreund her. Aber ausdrücklich hob i ihr gesagt: „Poide, woacht, ich brauch ihn, den Hausfreund, auf d'Nacht. Daß d' mir ihn wiederbringst, vertöflich, helt Abend!“

Ich sitze und staune.

„Jo, was glaabst, es wird Obend, es wird Nacht, i sitz da ohne mein Hausfreund. Zagt alstern, was soll i tun? I geh zur Poldi, nachschau, was mit mein Hausfreund is. Jo, was denkst dir — net dahoam. Aufg'flogn is der Schlampen! R — ll — a Wut — a Zorn — aber was huißt — nig zu machen, i krieg mein Hausfreund nit zurück. Am andern Tag — i schick an Bubn zur Poldi, wo mein Hausfreund bleibt?“

„Jefas, so an Kerger mit dena Weltschuld! Und nachher, was geschah dann?“

„Der Bub kommt und lacht und sagt an scheen Gruf von der Poldi; der Hausfreund gefiel ihr soo guat, und sie möcht ihn noch an paar Tag ham. Ja, was is, hob i mir denkt, i brauch auf d'Nacht mein Hausfreund; die Kinder wollen doch auch was hobn — i geh selbst zur Poldi.“

Nacher dös is guat. — Du host a Gebuld!“

„Jo, met, was wußt mochen? I geh zur Poldi. Die Poldi werd rot, schaut mit an, druck herum. Was is denn mit mein Hausfreund — er is net do!“

„Ja, gibt's denn dös aa? So a Gescherte!“

„Nu, i hob ihr schon an Standpunkt darglegt. Di hot Augen gmacht, sog i dir, Augen hots gemacht! Alstern der Hausfreund war weg. Und was glaabst, wo der Hausfreund wor? Bel der Schlaghofer Alner! Was sagst jetzt?“

„Da hob i gar nig zum Sagen, das is —“

„Ja freill, i woas schon, was d' sagen wußt — an Schlamperei is dös, a ganz urtinäre Schlamperei — aba da kost nig machn. Der

Hausfreund war bei der Schlaghofer Alner. I geh hin zur Alner — net dahoam. Auf d' Nacht brauch i mein Hausfreund — waim dös mein Mann erfährt — jefas, i hätt ta ruhige Schwänd mehr in mein Leben. I geh noch amal zur Poldi. Und sog ihr, du, Poldi, wannst dir net an eigenen Hausfreund leisten kannst, denn geh sein anständig mit mein um. Wer hat dir erlaubt, den Hausfreund auszuborgen?“

„Freill, recht hast, Mizzer!“

„I sag zur Poldi, der Hausfreund is meine und i loag mir ihr net von dir verderben. Wannst du ihn so herumschleift in-dera Wört (Welt), nachha mag der scheen ausschauen —“

Jetzt halte ich es nicht mehr aus. Ich wende mich an die beiden Frauen und frage so höflich wie möglich: „Ist denn Ihr Freund wirklich eine so gewichtige Persönlichkeit, daß Sie die ganze Straßenbahn damit unterhalten müssen?“

Die „Mizzi“ schaut. Die andere schaut. Der Schaffner grinst.

Da fragt die Mizzi: „Was für ein Freund alstern?“

„Ach meine Ihren Hausfreund, von dem Sie so laut und lang redent!“

Da fangen die beide an zu lachen und wollen gar nicht wieder aufhören.

Endlich klärt sich das ganze auf: „Hausfreund“ ist der Name eines — Patentkochtopfes.

Ein kostspieliges Gerstenkorn. Nur ein einziges, winziges Körnchen, ein Gerstenkorn nämlich, das sich auf dem Auge der Him-dloa Ruth Lichtening bildete. Die elite Schöne weigerte sich daraufhin, dermaßen entstellt nach dem Standesamt zu gehen. Ihr Bräutigam, der amerikanische Millionär Charles Waller, brannnte hingegen darauf, Ruth am festlichsten Tage zu ehelichen und lehnte die Verschiebung der Hochzeit wegen dieser Vagabunde energisch ab. Die Brautleute stritten sich runde vierundzwanzig Stunden lang. Keiner wollte nachgeben, und schließlich einigten sie sich auf eine unvorhergesehene Weise: die Partie ging zurück. Die Etikette der Diva hot ihr den nicht zu unterschätzen en Posten von einer Viertelmillion Dollar eingebracht. So viel hatte sie nämlich am Tage der Eheschließung von ihrem Gatten als Brautgeschenk erhalten sollen. Sie kann sich nun rühmen, das kostspieligste Gerstenkorn auf Erden gehabt zu haben. . .

Unwillkommene Regimentstöchter.

Zum Kapitel: Befahrungskinder.

Köln, 1. Januar.

Ob es Mangel an geeigneten Betätigungszweigen oder eine von nationalstaatlicher Seite hinters Ohr gekehrte Bloß war, der rheinische Frauenverein veranlaßt hat, sich auf das schwierige Gelände der Außenpolitik zu begeben, mag dahingestellt bleiben. Immerhin muß man dem Kampf, den sie um die Alimente für die von der Befahrung hinterlassenen unehelichen Kinder begommen haben, eine gewisse Originalität zuerkennen. In so etwas hatte noch nicht einmal die Entente beim Versailler Friedensdiktat gedacht, obgleich doch auch die Deutschen nicht ohne Zurücklassung bevölkerungspolitischer Tatsachen aus dem besetzten Feindesland abgezogen sind. Aber es überschreitet denn doch die Grenzen der Objektivität, die man auch gegenüber der unsympathischen Befahrungsmacht innehalten soll, wenn es in einer Zuschrift an die „Rheinische Zeitung“ heißt:

„daß die französische militärische Oberleitung mit einer unverkennbaren sadistischen Freude die bevölkerungsvermehrnde Betätigung ihrer Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften duldet und begünstigt.“

Dieser Vorwurf wird mit dem Hinweis begründet, daß Befahrungsbefugte mit Unmenschlichkeit auf uneheliche Vaterqualitäten in andere Garnisonen versetzt worden seien. Es ist zumindest unwahrscheinlich, daß für ein solches Verfahren, dessen Tatsächlichkeit ohne weiteres unterstellt werden kann, die militärische Oberleitung bemüht zu werden brauchte. Das wird im allgemeinen schon

der Kompaniefeldwebel mit dem Regiments- oder Divisionsführer besorget

haben. Das hat auch gar nichts mit „unverkennbarer sadistischer Freude“ von Angehörigen einer bestimmten Nation zu tun. Es ist vielmehr Ausdruck der uralten übernationalen Erfahrung, daß der Kommiss die allerletzte Körperschaft ist, innerhalb deren die vereinigten Frauenverbände die berüchtigte doppelte Moral abschaffen werden. Es ist auch sehr gewagt, in diesem Zusammenhang von der „ungleich reinlicheren Moral der Briten“ zu reden. Jedenfalls hat man in Köln, wo man seinerzeit das Lied von der „Lafel Schokolad“ für ne Stunde Promenad“ sang, darüber seine eigene Meinung.

Bei der ganzen Angelegenheit handelt es sich einzig und allein um das Problem, vor das sich seit Urzeiten jede Befahrungsmarine gestellt hat: Wie werden wir fertig mit dem Geschlechtstrieb unserer Truppen? Die einfachste und beste, leider viel zu spät getroffene Lösung war Abstrafen. Als das nicht geschah, hatten die rheinischen Mädchen noch immer die Möglichkeit, von sich aus eine Lösung zu finden, indem sie sich aus Nationalstolz den Soldaten des Feindes verweigerten. Das hat ein Teil von ihnen, der sich aus allen Gesellschaftsschichten rekrutiert, ebensowenig getan, wie es gewisse Mädchen je in besetzten Gebieten getan hätten. Vom Standpunkt der Befahrungsmacht gab es drei Möglichkeiten, über die das unvermeidbare Maß von Geschlechtsverkehr vor sich gehen konnte. Entweder man verwandte verheiratete Truppen und quartierte sie mit Familie ein. Dies System ging auf Kosten der Wohnungsnot der Bevölkerung. Oder man stellte Prostitution in entsprechendem Umfang bereit. Gegen die Vermehrung der Bordelle oder gar ihre Einrichtung in Orten, die bisher davon verschont waren, mußte sich aber ebenfalls die deutsche Öffentlichkeit wenden. Oder man nahm ein Aufhändeln der Befahrungsbefugten mit der weiblichen Bevölkerung trotz anderslautender offizieller Edikte tatsächlich in Kauf. Alle drei Möglichkeiten sind von unserem Standpunkt aus

denkbar unerfreulich.

Am schmerzhaftesten aber wäre zweifellos die Beschränkung auf eine der Möglichkeiten gewesen. Alles in allem war darum noch eine Kombination von den Dreien, wie sie dann auch in der Praxis angewandt wurde, das kleinste Übel.

Die unerwünschten Folgen der unvermeidbaren Geschlechtsbetätigung der Befahrungstruppen haben wir nun in verlorenen Kindern vor uns, deren Zahl 15 000 betragen soll. Solange amtliche Angaben über Höhe dieser Zahl und Zusammenfassung nach Nationalität der beteiligten Väter fehlen, sind alle diesbezüglichen Mitteilungen mit größter Vorsicht aufzunehmen. Jedenfalls befinden sich diese Kinder in einer Lage, deren Verschlimmerung zu vermeiden und deren Besserung zu versuchen, wir alle Ursache haben.

Das Mächtigste wäre die Hebernahme der Erziehungskosten auf das Reich unter entsprechender Herabsetzung der Reparationslasten.

Verhandlungen über diese Herabsetzung, die jährlich 5 bis 9 Millionen Mark ausmachen würde, zu führen ist aber Sache der verantwortlichen Führung der Reichsraußenpolitik und nicht der vereinigten rheinischen Frauenvereine. Der Versuch von letzteren, durch Alimentationsprozesse in Frankreich und England Präzedenzfälle zu erwirken und dadurch die ganze Frage aufzurollen, bietet juristisch wenig Aussicht auf Erfolg. Politisch bedeutet er eine unberufene Einmischung, die nur geeignet ist, etwaige Verhandlungen zu erschweren. Vor allem aber ist er im pädagogischen Interesse der Kinder geradezu verhängnisvoll. Manche von ihnen sind sowieso ständig in Gefahr, daß man sie ihre außergewöhnliche Abstammung fühlen läßt. Bei anderen wieder, die vielleicht in der Familie der Großeltern oder der inzwischen verheirateten Mütter stillschweigend oder anerkannte Kindesrechte erlangt haben, ist die Herkunft mehr oder weniger in Vergessenheit geraten. Ein großer Teil der Kinder ist mittlerweile in den sogenannten Gebrauch der Vormunft gelangt. Diese werden ein durchaus lebendiges Empfinden dafür haben, wenn im Verlauf der famosen Frauenaktion

die Frage nach dem Vater aufgerollt

wird, wenn dann in den kleinen Orten die amtlichen Feststellungen des Tatbestandes nebst nachfolgendem Vorgeflosche und familiärer Auseinandersetzung stattfinden. Wie oft werden sich diese Auseinandersetzungen auf ihren armen, kleinen Rücken abspielen?

Hoffen wir im Interesse der Kinder, daß nicht wieder einmal Wahrheit werde, was der Dichter wie folgt ausdrückt:

Wenn über eine böse Sache mal endlich Gras gewachsen ist,
Kommt sicher ein Komet gekauften, das alles wieder runterschift.

Das Seidenstrumpf-Budget der Amerikanerin.

Der „Konfektionär“ berichtet von der Kundfrage einer New-Yorker Zeitung an seine Beseherinnen über die Anzahl und Kosten der Strümpfe, die im Jahre gekauft wurden. Die Antworten kennzeichnen nicht nur den Wohlstand der amerikanischen Bevölkerung im Vergleich zu Deutschland, der hohe Verbrauch zeigt auch, welche Rolle die „Zeit“ für die Amerikanerin spielt. Sie unterläßt das gründliche Stopfen der Strümpfe und verbraucht lieber um so mehr.

Eine Kassiererin teilt mit, daß sie durchschnittlich zwei Paar per Woche kauft; „das macht 104 Paar im Jahr und kosten mich 1,95 Dollar pro Paar, also etwa 200 Dollar per Jahr; ich halte das nicht für extravagant, die meisten meiner Freundinnen geben viel mehr für ihren Strumpfbedarf aus“. Eine andere junge Dame, eine „Studentin“ erklärte, daß sie 80 Paar Strümpfe im Jahre kauft, zum Durchschnittspreis von 2 Dollar per Paar. Sie meinte: „Seldene Strümpfe sind heutzutage eine Notwendigkeit; will man nicht auffallen, so muß man sie tragen.“ Kommentator überflüssig! Ob diese hochgeschraubten Produktionsansprüche wirklich dazu dienen, die Menschheit und die Frau insbesondere glücklicher zu machen?

Fünzig Dollar jährlich für Kosmetik.

Der Verband der amerikanischen Kosmetiker hat die weitbeglückende Tatsache festgestellt, daß rund zwanzig Millionen Bürgerinnen der Vereinigten Staaten jährlich den Lippenstift benutzen. Mit den im Verkauf eines einzigen Jahres auf diese Weise verplemperten Farbmateriale könnte man sämtliche Wägen des Filadorados Hollywood rot anstreichen. Ferner hat derselbe Verband den Durchschnittsverbrauch der Amerikanerinnen an kosmetischen Mitteln statistisch erfasst und freudig registriert daß auf jedes vorbildlich „zurechtgemachte“ Frauenantlitz jährlich nicht weniger als fünfzig Dollar entfallen. Diese hohe Ziffer (man beachte, daß die Freizeitspesen nicht mit eingerechnet sind) wurde von der statistischen Abteilung des Handelsministeriums zu Washington beglaubigt. Wozu man die amerikanischen Ehemänner nur von ganzem Herzen beglückwünschen kann.

Entschuldigungszettel.

Nach einer Schulversammlung brachte das Kind folgende „Entschuldigung“ seiner Mutter dem Lehrer:

Beerdigte den Bum.

Man hielt das zuerst für tatarisch, es gelang schließlich die Entzifferung: „Benützte den Bum.“ Kürzer und klarer schrieb eine andere Mutter: „Wegen Stiebeln.“